

Hinter allen Worten

Die Lyrik Rose Ausländers und der Deutschunterricht der 10. Klasse

Mona Doosry

Rose Ausländer hat eine Begründung gegeben für ihr Schreiben: »Weil Wörter mir diktieren: Schreib uns! Sie wollen verbunden sein. Verbündete. Wort mit Wort mit Wort. Eine Wortphalanx für, die andere gegen mich. Ins Papierfeld einrücken wollen sie. Da soll der Kampf ausgefochten werden. Ich verhalte mich oft skeptisch, will mich ihrer Diktatur nicht unterwerfen, werfe sie in den Wind. Sind sie stärker als er, kommen sie zu mir zurück, rütteln und quälen mich, bis ich nachgebe. So, jetzt lasse mich in Frieden. Aber Wörter sind keine fügsamen Figuren, mit denen man nach Belieben verfahren kann. Ich hätte sie missverstanden, behaupten sie. Sie hätten es anders gemeint. Sie seien nicht auf der richtigen Stelle untergebracht, murren sie. Scheinheilige, die friedfertig und unbewegt auf der weißen Fläche stehen. Das ist Täuschung. Hart sind sie, auch die zartesten. Wir sehen uns an, wir lieben uns, meine Bäume, meine Sterne, meine Brüder. In diesem Stil rede ich zu ihnen. Sie drehen den Stil um, greifen mich an, zwingen mich, sie hin- und herzuschieben, bis sie glauben, den ihnen gebührenden Platz eingenommen zu haben. Warum schreibe ich? Weil ich, meine Identität suchend, mit mir deutlicher spreche auf dem wortlosen Bogen. Er spannt mich. Ich bin gespannt auf die Wörter, die zu mir kommen wollen. Ich rede mit ihnen zu mir, zu dir, rede dir zu, mich anzuhören. Die Welt stellt mir hinterlistige Fragen. Meine Wörter antworten ihr offenherzig mit Fragen. Geheimschriftlich blättert sich mein Leben ab. Blatt für Blatt. Jahre, die sich Verse auf das undurchdringliche Woher, Wohin machen. Ich lege Rechenschaft ab über mich, meine Umgebung. Zustände, Zusammenhänge. Meine Wörter wollen gebucht werden. Soll und Haben. Du sollst uns haben, sagen sie, wenn du uns ins Buch einträgst. Ich sträube mich. Ich denke viele Gedichte und Geschichten, schreibe nur einen kleinen Bruchteil davon. Warum? Weil: Erklärungen sind nur ein kleiner Bruchteil der Wahrheit.«¹

Man merkt vielleicht schon an diesem Text, dass Rose Ausländer eine Dichterin ist, die ein nahes, lebendiges, existenzielles Verhältnis zu den Worten der Sprache hat. Die Sprache, das ist für sie das Eigentliche, wie ein Lebewesen, wie ein Freund, wie ein Feind natürlich auch, mit dem sie tagtäglich umgeht. Es ist ein Verhältnis, das wir nur selten zur Sprache haben, weil sie uns oft wie selbstverständlich über die Lippen kommt, weil wir wenig darüber nachdenken, was Sprache eigentlich soll, womit Sprache zu tun hat. Und man kann sich fragen,

wieso eine Dichterin dazu kommt, ein so enges, ein so persönliches Verhältnis zu dem Wort und zu der Sprache zu haben.

Ein Blick auf die Biographie

Rose Ausländer ist Jüdin, ebenso wie Nelly Sachs oder Paul Celan; trotz ihres umfangreichen Werkes, das acht Bände umfasst – fast ausschließlich Lyrik, ganz wenig Prosa –, ist sie kaum bekannt. Eine Frau, die 87 Jahre lang in diesem Jahrhundert gelebt, die das Schicksal vieler Menschen dieses Jahrhunderts exemplarisch durchlitten, die zwei Weltkriege miterlebt hat und die in drei Kulturkreisen »zu Hause« war. Einmal im südöstlichen Kulturkreis Europas, dann im westlichen Kulturkreis Amerikas und schließlich zuletzt im Kulturkreis Deutschlands. Sie hat all die Schrecken des Holocaust durchlitten, die Verfolgung, die Vertreibung, die sie nachhaltig geprägt haben.

Die Heimat, die Bukowina, die in den Ausläufern des Karpatengebirges liegt, diese Heimat hat Rose Ausländer ihr Leben lang besungen, ersehnt, bedichtet. Sie wurde 1901 in Czernowitz geboren, in jener Stadt, in der auch Paul Celan zwanzig Jahre später zur Welt kam. Die beiden haben sich mehrmals getroffen und einen regen Austausch miteinander gehabt. Diese Bukowina, auf Deutsch »Buchenland«, muss eine landschaftlich schöne Gegend sein. Damals gehörte sie zu Österreich, später zu Rumänien und seit dem Zweiten Weltkrieg zur Ukraine. Czernowitz wird von Rose Ausländer als ein ganz besonderer Ort beschrieben: eine Stadt, in der sehr viele Nationen und Sprachen durcheinander- und zusammenkamen. Dort lebten Ukrainer, Rumänen, Ungarn, Polen, Deutsche, Österreicher, Roma, Griechen, Armenier, und ein Drittel der Bevölkerung waren Juden, die stark noch die jiddische Tradition pflegten. Rose Ausländer schreibt selber gerade dieses Sprachengemisch – Deutsch war die Sprache, die man zur Verständigung sprach, die Landessprache – habe es mit sich gebracht, dass etwas in die Wurzeln der deutschen Sprache hineingeflossen sei, was der ganzen Sprache einen anderen Klang, eine andere Musikalität, eine andere Bedeutung gegeben habe. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass aus einer Stadt, in der so viele Kulturen, Nationen, Sprachen aufeinanderstießen und Literatur in hohem Ansehen stand, viele große Dichter hervorgingen.

Mit zwanzig Jahren, sie studierte Philosophie und Literatur, ging sie nach Amerika, weil ihr Vater starb und sie für die Familie sorgen musste; damals war es dann üblich auszuwandern. Sie lebte dort zehn Jahre vorwiegend in New York, und man kann sich vorstellen, dass dieser Wechsel von der zauberhaften Landschaft der Bukowina nach New York für sie ein Schock war, mit dem sie erst einmal zurechtkommen musste:

Wirbel

Es kriecht um mich der Autotanz,
Sirenen bersten meine Ohren.
Ein Überfall aus schrillum Glanz
schlägt wie ein Blitz in meine Poren.

Der Regenbogen, farbzerfetzt,
hat seine hohe Bahn verlassen
und rennt, elektrisch fortgehetzt,
in Nervennacktheit durch die Gassen.

Ein Wolkenkratzer winkt –
einst glaubt' ich ihn in Sternennähe,
doch nur wie Nebel niedersinkt
zeigt mir die hohle Hand die Höhe.

Der Wirbel dieser Tollheit hat
in seinen Trichter mich gerissen.
Es stürmt auf mich die ganze Stadt,
am Himmel leuchtet kein Gewissen.²



Foto dpa

Bemerkenswert ist, dass sie hier noch

mit Metrum und Reimform dichtet, was sie dann nach dem Zweiten Weltkrieg radikal ändern wird. New York war ihr keine Heimat, sondern nur ein notwendiger Aufenthalt wegen des Lebensunterhaltes der Familie.

Rose Ausländer kehrte 1931 zurück in die Heimat, um ihre kranke Mutter zu pflegen, arbeitete dort als Englischlehrerin und auch in einer Chemiefabrik, sie schrieb und veröffentlichte Gedichte, die allerdings nicht erhalten geblieben sind.

Zehn Jahre später wiederum geschah dann das, was ihr Leben so nachhaltig geprägt hat: 1941 besetzen die SS-Truppen und die Rumänen Czernowitz. Die Juden, 50.000 sind es, werden zusammengetrieben, werden in ein Ghetto gezerrt, werden zur Zwangsarbeit verschleppt, werden in Konzentrationslagern gequält und getötet. Fast alle dieser 50.000 Juden kommen um, sie jedoch überlebt mit ihrer Mutter in Kellerverstecken, erlebt die Flucht von einem Versteck zum nächsten, aber auch liebe Freunde, die immer wieder den Mut aufbringen, sie beide zu unterstützen. Es war für sie eine von ungeheurer Angst und Trauer besetzte Zeit.

Nach der Befreiung 1945 konnte sie es nicht ertragen, in einem Land weiterzuleben, in dem solche Schrecknisse geschehen waren, und sie wanderte wiederum nach Amerika aus, in diese westliche Kultur, in der sie sich nicht wohlfühlte. Sie arbeitete in einer Bank, sie schrieb Gedichte, aber, weil sie alles Deutsche von sich fernhalten wollte, nur noch in Englisch.

Sie verbrachte dort wiederum zehn Jahre, bis 1956, in einer Art sehnsüchtigem, heimatlosen, fast tristen Dasein, immer verzehrt von dem Wunsch, eigentlich in

die Heimat zurückzukehren, aber auch von dem Gedanken bedrängt, dass das auf Grund dieser Geschehnisse vielleicht nicht mehr möglich sein würde. Dann geschah etwas, worüber sie selber nicht viel Auskunft gibt, eine Wendung trat ein: Plötzlich begann sie wieder in deutscher Sprache zu dichten. Sie ging auf eine Europareise und traf sich mehrmals mit Paul Celan. Sie kamen miteinander ins Gespräch; man weiß, dass Paul Celan sich immer mit der Frage beschäftigt hat: Wie kann denn nach dem Holocaust, nach diesen Schrecknissen noch gedichtet werden – in einer Sprache, die hindurchgehen musste »durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch tausend Finsternisse todbringender Rede«.³ Rose Ausländer übernahm diese Fragehaltung. Sie beschäftigte sich mit der modernen Literatur und änderte ihre Dichtungsweise radikal. Mit freien Rhythmen, freien Versen, ohne Reim, ohne Metrum, fand sie in dieser Zeit erst zu ihrem ureigenen, ganz persönlichen Stil.

Sie entschloss sich dann 1965, in die BRD überzusiedeln, und bekam nach langjährigen Prozessen eine Entschädigung als Opfer der Verfolgung. Sie reiste umher, bis sie Anfang der 70er Jahre eine Heimstatt fand, in dem Altersheim der jüdischen Gemeinde, dem Nelly-Sachs-Haus in Düsseldorf.

Jetzt holen sie die physischen Folgen der schrecklichen Zeit ein. Sie wird schwerkrank, ist bettlägerig, muss zehn Jahre im Bett zubringen, kann kaum aufstehen, kann die Preise, die sie für ihre Dichtung erhält, kaum persönlich entgegennehmen. Und sie liegt dort in ihrem Bett, schlaflos, Tabletten nehmend, weil sie die Schmerzen nicht aushalten kann, aus ihrem Fenster hinausschauend – sie kann in den Park schauen, sie kann Bäume sehen, sie kann Vögel zwitschern hören. Und weil sie nicht schlafen kann, nimmt sie immer ihren Notizblock und schreibt des Nachts ihre Gedichte. Tagsüber überarbeitet sie sie dann. Und so ist eigentlich der letzte Teil ihres Lebens ausschließlich der Dichtung gewidmet. Ich möchte einige wenige Beispiele geben. Da ist zum einen das, was immer wieder bei ihr auftaucht: der Zweifel oder die Verzweiflung.

Vater unser

Vater unser

nimm zurück deinen Namen

Wir wagen nicht

Kinder zu sein

Wie mit erstickter Stimme

Vater unser sagen

Zitronenstern

an die Stirn genagelt

lachte irr' der Mond

Trabant unserer Träume

lachte der tote Clown

der uns einen Salto versprach

Vater unser
wir geben dir zurück
deinen Namen
Spiel weiter den Vater
im kinderlosen
luftleeren Himmel⁴

Andere Gedichte zeigen wieder eine ganz andere Seite: die Sehnsucht und die Hoffnung. Diese Hoffnung kann sich bei ihr dann steigern zu einer optimistischen Weltsicht, zu einem Bekenntnis, wie sie es formuliert:

Bekenntnis
Ich bekenne mich
zur Erde und ihren
gefährlichen Geheimnissen
zu Regen Schnee
Baum und Berg
zur mütterlichen mörderischen
Sonne
zum Wasser und
seiner Flucht
zu Milch und Brot
zur Poesie
die das Märchen vom Menschen
spinnt
zum Menschen
bekenne ich mich
mit allen Worten
die mich erschaffen⁵

Das Wort als Heimat

Wenn man dieses Leben anschaut – Rose Ausländer ist am 3. Januar 1988 verstorben –, dann hat man den Eindruck, dass es sich hier um einen Menschen handelt, der auf der einen Seite von dem zehrt, was er in seiner Kindheit und Jugend erlebt hat, von der Bukowina, von Czernowitz, von diesem kulturellen geistigen Hintergrund, der aber andererseits nach dem Schrecken des Zweiten Weltkrieges niemals wieder eine wirkliche Heimat finden kann. Rose Ausländer ist heimatlos gewesen – bis ans Ende ihres Lebens. Sie hat sich immer wieder nach Heimat gesehnt, hat nach Heimat gesucht, und irgendwann hat sie diese Heimat gefun-

den, nämlich in der Sprache. Sie schildert selber, wie sie in das Land der Sprache übersiedelt, wie sie in das Mutterland »Wort« heimkehrt. Ihre Heimatlosigkeit beschreibt sie wie folgt:

Niemand

Ich bin König Niemand
trage mein Niemandland
in der Tasche

mit Fremdenhass reise ich
von Meer zu Meer

Wasser deine blauen
deine schwarzen Augen
die farblosen

Mein Pseudonym
Niemand
ist legitim
Niemand argwöhnt
dass ich ein König bin
und in der Tasche trage
mein heimatloses Land⁶

Wenn man sich mit dem Werk von Rose Ausländer weiter beschäftigt, dann stellt man fest, dass die Sprache, das Wort *das* zentrale Thema ihrer Dichtung ist. Und es gibt zahlreiche Gedichte, die davon sprechen, was das Wort bedeuten kann – das Wort als Heimat, das Wort als etwas Lebendiges, Wesenhaftes.

Dieses durch die Sprache Zu-sich-selbst-Finden wird immer wieder aufgelöst durch einen anderen Aspekt: durch die Muttersprache an der Erde, an der Welt teilhaben zu können.

Mein Gedicht

Mein Gedicht
ich atme dich
ein und aus
Die Erde atmet
dich und mich
aus und ein

Aus ihrem Atem geboren
mein Gedicht⁷

Die Heimatlosigkeit des Jugendlichen

Das Schicksal der Heimatlosigkeit, des Vertriebenseins, die Suche nach einem

geistigen Ort, wo man sich aufhalten kann, ist eine Frage der heutigen Menschheit, besonders der Jugendlichen. Heimatlosigkeit ist eine gesetzmäßig eintretende Stufe in der Entwicklung des Kindes zum Jugendlichen. Wollten wir das Alter des Jugendlichen charakterisieren, so wie es mit der Pubertät beginnt und dann in einem ersten Punkt ungefähr mit 16 Jahren kulminiert, dann müssten wir sagen: Der Jugendliche ist seelisch heimatlos. Er kann unbewusst die Empfindung haben, dass etwas gestorben ist in ihm, dass er etwas verloren, aber etwas Neues noch nicht vollständig dazugewonnen und erobert hat. In der Pubertät werden ja die Gedankenkräfte, die Bewusstseinskräfte wacher, treten stärker in Erscheinung, und gleichzeitig beginnt so etwas wie ein Selbstständigwerden, ein Sich-Herauslösen aus den Kräften der Umgebung. Das Kind findet sich noch getragen von den Kräften der Umgebung. Jetzt löst sich der Jugendliche heraus. Er steht für sich allein, er hat das Paradies der Kindheit verloren, ist heimatlos geworden.

Im Zustand des Schweigens

Eine Schülerin der 10. Klasse, die sich aktiv am Unterricht beteiligt und einen ganz munteren, zupackenden Eindruck macht, schreibt: »Dies Leben scheint ein Schattenspiel. Sinnlos, fremd und ohne Ziel.«

Die Sinnlosigkeit, die Fremdheit, die Ziellosigkeit – das ist der Zustand der Jugendlichen. Wie kann ich als Lehrer in der Oberstufe, als Deutschlehrer, damit umgehen? Hören wir wieder Rose Ausländer:

Foto dpa

Schweigen I

Hinter allen Worten
das Schweigen

Die Welt geht unter
wenn die Nacht
das Licht verschlingt
die Erleuchtung einschläft
und kein Taubentraum
erwacht

Ein blinder Engel
küsst
deine Stirn⁸

Schweigen II

Eine verschwiegene Hand
löscht die Lampe
im Fenster
Unsere Stimmen schlafen



Ich lege mein Schweigen
auf deine Lippen
du gibst es wortlos
meinem Munde zurück

Sternfedern
fallen uns in die Rede
verbrennen
Wir blasen ins Aschengefieder
um unseren Atem verstärkt
Sternphönix
steigt aus der Stille

Verstohlene Hand
zündet im Fenster
die Lampe an⁹

Zwei Gedichte über das Schweigen. Was für ein Schweigen ist gemeint? Ist es das Schweigen vor dem Sprechen? Ist es das Schweigen des Zuhörens? Ist es das endgültige Verstummen? Oder ist es das, was in einem lebt, wenn man sich nicht aussprechen kann? In dem Gedicht »Schweigen I« fällt auf: Es sind drei Sätze, jede Strophe besteht aus einem Satz, wobei der erste Satz »Hinter allen Worten das Schweigen« ein unvollständiger Satz ist, so, als könne am Anfang die Sprache noch gar nicht richtig gefunden werden. Weiter fällt auf, dass dieses Gedicht hauptsächlich aus Substantiven besteht: »Worten«, »Schweigen«, »Welt«, »Nacht«, »Licht«, »Erleuchtung«, »Taubentraum«, »Engel«. Nur an einer einzigen Stelle steht ein Adjektiv. Eigenschaftswörter haben die Eigenschaft, dass sie färben, dass sie schmücken, dass sie Leben hineinbringen. Es ist ein nacktes Gedicht! Substantiv neben Substantiv, Stück neben Stück; dadurch wirkt es um so stärker und machtvoller. Gleich das erste Wort »Hinter« bezeichnet schon etwas Räumliches. Ein Raum des Schweigens breitet sich aus. Hier wird in einer kleinen Nuance sichtbar, was einen Dichter ausmacht, nämlich, dass die Form mit dem Inhalt übereinstimmt. Es wird extra in eine Zeile gesetzt: das Schweigen – Leerzeile – Pause. Man hat den Eindruck, als würde sich das Schweigen hier von Anfang an ausbreiten. Charakteristisch ist übrigens für Rose Ausländer, dass sie fast immer ohne Zeichen dichtet, ohne Komma, ohne Punkt, ohne Zeichensetzung. Zeichen setzen Zäsuren, Anfänge und Endpunkte. Es ist, als ob das Schweigen heranschwebt und dann plötzlich den ganzen Raum erfüllt. Und weiter:

»Die Welt geht unter
wenn die Nacht
das Licht verschlingt
die Erleuchtung einschläft
und kein Taubentraum erwacht«

Hier wird die Art des Schweigens deutlich: Weltuntergang, Weltende. Nacht »verschlingt« das Licht. Man assoziiert mit dem Wort »verschlingt«: gierig sein, haben wollen, essen, in sich aufnehmen, in den Schlund hinabwürgen.

Das Licht hellt sich auf zur Erleuchtung, aber die Erleuchtung schläft ein, Passivität tritt ein. Danach folgt ein typisches Bild von Rose Ausländer: der »Taubentraum« – für sie der Traum vom Frieden. Der Taubentraum erwacht *nicht*, selbst wenn die Nacht eintritt.

Dann der merkwürdige letzte Satz, den man fast nicht entschlüsseln kann. Etwas Nicht-Sinnliches, der Engel, berührt den Menschen, seine Stirn, den Ort der Gedanken. Aber der Engel ist blind. Auch hier kommt etwas mit hinein, was mit Dunkelheit zu tun hat, und man hat den Eindruck, dass dieses »Schweigen I« ein endgültiges Schweigen ist. Es bedeutet Verstummen, das wie ein Todes-schweigen ist.

Schauen wir uns das andere Gedicht an, das etwas schwieriger zu entziffern ist. Die erste Strophe: »Eine verschwiegene Hand / löscht die Lampe / im Fenster«.

Eine verschwiegene Hand, eine Hand, die etwas im Geheimen tut, im Verborgenen, die eine »Lampe löscht«; auch hier wird es dunkel »im Fenster«, als hätte man von außen in diesen Raum hineinschauen können, eine Lampe im Fenster sehen können – wie ein Zeichen. Da wird vielleicht ein Zeichen gegeben für etwas, was geschieht. Diese Strophe korrespondiert mit dem Schluss des Gedichts: »Verstohlene Hand / zündet im Fenster / eine Lampe an«

Es wird wieder etwas zu neuem Licht erweckt, ebenfalls im Geheimen, im Ver-stohlenen. Dazwischen: »Unsere Stimmen schlafen«, man kommt zur Ruhe, man tritt in das Schweigen ein. Und nun ein Paradox: Es wird von einem stummen Dialog, einem Dialog im Schweigen gesprochen. »Ich lege mein Schweigen / auf deine Lippen / du gibst es wortlos / meinem Munde zurück«

Erst hier taucht das lyrische Ich auf, indem es das »Du« anredet. Und dann geschieht etwas Merkwürdiges: »Sternfedern / fallen uns in die Rede / verbrennen«

Der schweigende Dialog wird als Rede bezeichnet. »Verbrennen« – heißt das, dass dieses Schweigen, dieser schweigende Austausch so viel Feuer, so viel Kraft, so viel Leidenschaft hat, dass daran etwas verbrennen muss?

»Sternfedern« – aus dem kosmischen Bereich schweben sie heran und verbrennen. Und jetzt kommt Leben – Atem – hinein: »Wir blasen ins Aschengefieder« und der Phönix steigt aus der Asche empor. Aus dem, was tot ist, was verbrannt ist, entsteht durch unseren Atem neues Leben. »Sternphönix / steigt aus der Stille«: Aus dem Schweigen wird etwas Neues hervorgebracht, was hier als »Sternphönix« bezeichnet wird. Dann am Schluss das sichtbare Zeichen nach außen: Eine »verstohlene Hand zündet im Fenster die Lampe an«. Es ist etwas geschehen, und das wird in diesem Zeichen bekanntgegeben. Dieses Schweigen ist ein

ganz anderes Schweigen, es ist nicht das Todesschweigen wie in »Schweigen I«, sondern es ist das Schweigen, das etwas hervorbringt, ein beredtes Schweigen.

Die Fragen der Jugendlichen

Das Schweigen ist ein bezeichnendes Moment für den Jugendlichen. Das, was im heranwachsenden jungen Menschen lebt, wird nicht ausgesprochen. Eine Welt des Schweigens, in der zunächst alles vorhanden ist an Fragen, an Sehnsüchten, an Wünschen, an Schmerzen; aber nur ein Bruchteil dessen wird für den, der sich in der Außenwelt befindet, sichtbar. Ich möchte einen Schüler selber sprechen lassen, um deutlich werden zu lassen, was in der schweigenden Seele eines Jugendlichen lebt:

»Was ist das Leben? Wozu leben wir? Was wollen wir hier? Etwas verändern, im Dreck verenden? Meerschweinchen in einem Käfig. Nehmen wir das, was man uns gibt? Was gibt man uns? Die Fernsehzeitschrift. Können wir etwas erreichen, oder brauchen wir auch gelegte Weichen? Leben wir schon in verschiedenen Zeiten? Was ist Schicksal, was ist unsere eigene Wahl? Sind wir ein Teil eines Drehbuches? Kommen wir wieder? Wer ist Gott? Kennt er den Krieg? Kennt die Kirche Gott? Nein! Können wir erkennen oder helfen? Ist die Schale zu dick, als dass ein Wurm die Chance hätte, zu unserem Kern zu gelangen, uns aufzuwecken?«

Es ist der Versuch, etwas zum Ausdruck zu bringen, was derjenige, der mit Jugendlichen Umgang hat, im Gespräch nur sehr selten erfahren kann: das Licht in der Sphäre des Schweigens. Das Jugendalter ist das Alter des Verstummens, der Sprachreduktion. Ich habe das selbst erlebt, als ich in meine erste 10. Klasse kam. Ich öffnete die Tür: Fast alle waren schwarz angezogen, die Haare schwarz gefärbt, igelig-stachelig nach oben. Ich begann den Unterricht – zunächst keine Reaktion. Und so ging das über Tage hinweg, so dass man sich abarbeiten konnte. Kommt da irgend etwas überhaupt von dem an, was ich mache? Nichts! In sich gekehrt, abgeschlossen.

Aus dem Schweigen entsteht der Sternphönix

Gibt es eine Möglichkeit, mit dem Schüler in einen stummen Dialog zu kommen? Gibt es eine Möglichkeit, sich schweigend auszutauschen? Kann man Hilfestellung dafür geben, dass aus dem Schweigen der Sternphönix erstehen kann?

Ein Beispiel aus dem Deutschunterricht:

Wir haben es im Deutschunterricht mit dichterischer Sprache zu tun – oft sehr zum Leidwesen der Schüler –, vor allem dann, wenn es sich auch noch um klassische und ältere Sprache handelt, durch die man sich erst hindurchquälen muss. Dabei ist eines interessant: Die dichterische, die poetische Sprache hängt immer mit dem zusammen, was man allgemein, also nicht fachsprachlich, »Bild« nen-

nen könnte – bildhafter Ausdruck, bildhafte Sprache. Was ist ein Bild? Hierfür zwei Beispiele:

Ich gehe durch einen herbstlichen Wald, die Luft ist ein wenig getränkt von Moderduft, die Bäume sind gelb, rot-golden, ein kleines Lüftchen weht, ein friedvolles Gespräch mit dem Begleiter wird geführt, die Luft wird eingeatmet. Ich könnte jetzt sagen: »Es ist Herbst!« Ein Aussagesatz. Ich könnte aber auch sagen:

»Die Blätter fallen,
fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln
ferne Gärten.«

Es besteht ein deutlicher Unterschied zwischen diesen beiden Sprechweisen. – Ich nehme ein weiteres Beispiel, diesmal für den Frühling:

»Frühling lässt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte.«

Das ist zunächst völlig unlogisch. Ein blaues Band lässt der Frühling durch die Lüfte flattern! Der Frühling als Person! Und trotzdem hat man den Eindruck, dass unendlich viel in diesen Bildern enthalten ist, was sich ausspricht und zugleich verschwiegen wird. Man kommt an einen Punkt, an dem man dieses Bild gar nicht mehr begrifflich darlegen kann. Das dichterische Bild versucht etwas, was man als wesentlich empfindet, zu konkretisieren; es versucht immer etwas, was eigentlich unsagbar ist, in die Anschauung und die Vorstellung hineinzubringen. Das geschieht dadurch, dass unendlich viel anklingt, aber nicht direkt ausgesprochen wird.

Goethe spricht vom Symbol als einem Gleichnis für das Höhere, für die Idee: Einen Abglanz des Allgemeinen finden wir im Besonderen, im dichterischen Bild. Es gibt eine Untersuchung von Jean Gebser in seinem Buch »Ursprung und Gegenwart«, in der er auf den Mythos und das Mythische eingeht. Mythos ist urbildhafte Sprache, die Rede von den Göttern, von den Helden, von dem, was am Anfang der Welt war. Gebser sagt, das Wort Mythos heiÙe übersetzt: Wort, Rede. Die Wurzel »My«, die so etwas bedeuten kann wie »tönen, laut werden«, fänden wir auch in einem anderen Wort. Und dieses Wort heiÙe »myein«, was soviel bedeutet wie: die Augen schließen, den Mund schließen, die Wunden verschließen. Es sei also ein Sich-Abschließen, ein Schweigen. Und er wagt die Behauptung, die ich sehr einleuchtend finde, dass in dem mythischen Bild, in dem erdichteten Bild, immer beides darinnenliege: das Reden, das Nach-außen-Gehen und das Schweigen, das Nach-innen-Gehen – Gegensätze, die man aber zusammen sehen muss, so dass wir sagen könnten, in dem dichterischen Bild ist etwas enthalten, was sowohl etwas zum Ausdruck bringt (was ganz wichtig für den Jugendlichen ist), als auch gleichzeitig eine Sphäre des Schweigens wahr.

Wodurch erschaffe ich ein Bild? Sicherlich durch Eingebung, aber auch durch den Versuch, mittels der Phantasie in das Wesen einer Sache so einzudringen, sie

so zu erfassen, dass sich in diesem Bild Wahrheit aussprechen kann. So könnte man die Phantasie des Jugendlichen anzusprechen versuchen, z.B. in der 10. Klasse in einer Poetik-Epoche. In dieser Epoche geht es um die Regeln und Gesetze der Lyrik: Metrum, Reimform, alles, was damit zusammenhängt, und es geht auch um das sprachliche Bild. Nun kann man die Schüler dazu anregen – ich formuliere das jetzt so, wie man es gegenüber den Schülern nicht formulieren würde –, etwas aus ihrem Raum des Schweigens heraus mittels ihrer Phantasie im dichterischen Bild positiv zum Ausdruck zu bringen:

»Die Sonne geht unter, als wenn man eine Lampe ausschaltet.«

»Im Wald wird es still wie in einer Isolationszelle.«

»Es wird dunkel wie in einer Höhle.«

»Die Luft wird frischer, als ob ein Ventilator pustet.«

Hier ein Gedicht zum Morgen, ein Versuch, bei dem die Schüler ohne Metrum und Reim schreiben durften, weil es hinderlich sein kann, in das Bild hineinzukommen.

Das taubedeckte, zitternde Gras
und die Kleeblätter können nicht mehr halten,
was die Nacht ihnen auf die Brust gelegt hat.
Aus den Armen des Horizontes
quillt das rot-warme Licht
wie Blut aus einer Platzwunde.
Gestillt wird es erst
zum zwölften Schlag der Turmuhr.

Ein weiteres Beispiel:

Abend

Ein letztes verzweifertes Aufleuchten,
die Sonne verschwindet hinter dem Horizont.
Der Wind weht den Nebel heran, den Abend.
Schon wirken die verkrüppelten Birken schemenhaft
wie finstere Gestalten.
Immer mehr verschwindet in der Dunkelheit,
wird hineingezogen, aufgesaugt.
Die kahlen Äste recken sich in das Dunkel
wie dürre, um Gnade flehende Hände.
Ringsum Stille,
nur der Wind in den Bäumen,
eine Höhle der Finsternis.

Großstadt

Enge Häuserschluchten,
schwüle, stickige Luft,
fast in Scheiben zu schneiden.
Kein Grün in den Straßen.
Grau wie eine Mondlandschaft.
Kackbraune Parkbänke
neben überquellenden Mülleimern.
Autos schieben sich seufzend durch den Verkehr,
und Schaufenster preisen gute, bessere, die besten Waren an.
Mit Zahnpastalächeln starren Leute
aus den Plakaten auf das Chaos.
Dem einen wurde ein Schnurrbart angemalt,
ein anderer hat eine Matschbirne.

Im Deutschunterricht ist durchaus die Möglichkeit vorhanden, durch das dichterische Bild in einen Raum des Schweigens einzudringen und dabei mitzuhelfen, dass aus dem Schweigen der Jugendlichen kein Todesschweigen wird, sondern Neues entstehen kann, dass der Jugendliche seine Sprache, einen individuellen Ausdruck, ein Wort findet.

Zum Schluss noch einmal Rose Ausländer, die dieses Thema von einer anderen

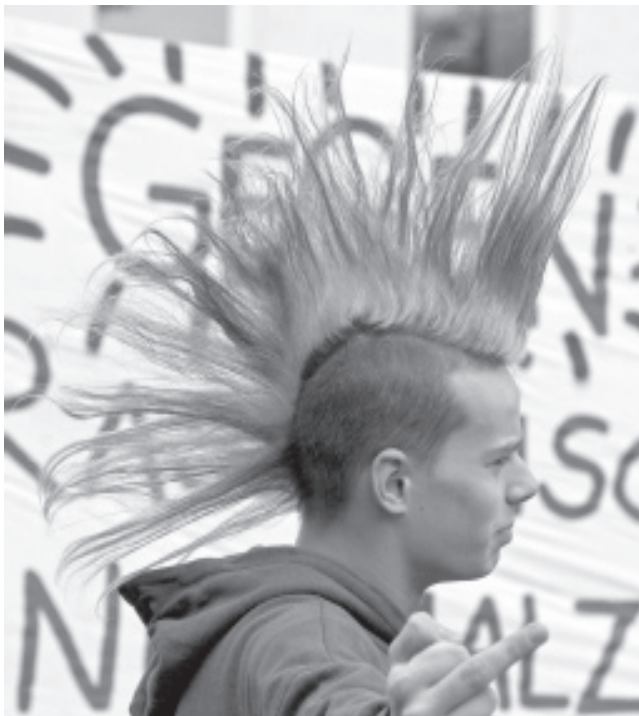


Foto dpa

Seite aufgreift:

Der Schlüssel

Mein Zimmer hat
viele Türen

Jede führt in ein
anderes Zimmer
mit vielen Türen

Wortlos gehe ich
von Tür zu Tür
von Zimmer zu Zimmer
Ich höre mein Schweigen

höre fremde Stimmen
ein Echo von Worten
hinter einer Tür
die verschlossen ist

Wo ist der Schlüssel
das Schlüsselwort?¹⁰

Zur Autorin: Mona Doosry, geboren 1960 in Hamburg. Besuch der Waldorfschule, nach dem Abitur Studium der Germanistik und Philosophie. Seit 1986 Oberstufenlehrerin für Deutsch und Geschichte an der Rudolf Steiner-Schule Hamburg-Wandsbek.

- 1 Rose Ausländer, *Gesammelte Werke* in 8 Bänden, hrsg. v. Helmut Graun, Frankfurt a. M. 1984, Bd. 3, S. 284 ff. – Der vorliegende Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Vortrags; ausführlicherer Abdruck in der Broschüre: *Die Sprache der Erziehung*, verlegt von der Landesarbeitsgemeinschaft der Hamburger Waldorfschulen und dem Seminar für Waldorfpädagogik, Hufnerstr. 18, 22083 Hamburg (dort zu beziehen).
- 2 R. Ausländer, *Gesammelte Werke*, Bd. 1, S. 31
- 3 Paul Celan, *Ansprache* anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen, 1958. (Die Begegnungen mit Rose Ausländer fanden 1957 statt.)
- 4 R. Ausländer, *Gesammelte Werke*, Bd. 6, S. 274
- 5 R. Ausländer, *Gesammelte Werke*, Bd. 3, S. 263
- 6 R. Ausländer, *Gesammelte Werke*, Bd. 3, S. 132
- 7 R. Ausländer, *Gesammelte Werke*, Bd. 4, S. 18
- 8 R. Ausländer, *Gesammelte Werke*, Bd. 6, S. 44
- 9 R. Ausländer, *Gesammelte Werke*, Bd. 8, S. 23
- 10 R. Ausländer, *Gesammelte Werke*, Bd. 3, S. 209